

Wie Namen die Zukunft von Kindern beeinflussen

Mandy, Peggy, Justin, Kevin – alles klar, die Kinder kommen aus der Unterschicht. Denn vor allem dort werden angloamerikanische Namen vergeben. "Kevinismus" heißt das Phänomen, das die Wissenschaft mittlerweile bestätigt hat. Sag mir wie Du heißt und ich sag Dir, was Du bist.

Eltern aus der so genannten Unterschicht geben ihrem Nachwuchs am liebsten Namen wie Mandy, Peggy, Justin oder Kevin – ein bloßes Vorurteil oder sozialwissenschaftlich begründbare Wirklichkeit? Diese Frage kursiert derzeit in Internetblogs genauso wie auf den Couchsesseln diverser Fernsehsendungen oder in Darbietungen bekannter Kabarettisten. Eine allseits anerkannte, aussagekräftige Statistik zu diesem Thema gibt es bisher noch nicht.

Aber die Alltagswahrnehmung scheint zu bestätigen: In den Plattenbausiedlungen dieses Landes laufen überdurchschnittlich viele Kinder mit amerikanischen Vornamen herum. Auch die Soziologie hat das Phänomen bereits benannt: „Kevinismus“, weiblich: „Chantalismus“, nach den zwei lange Zeit beliebten ausländischen Vornamen Kevin und Chantal. Auf einer satirischen Internetseite werden die Bezeichnungen als „krankhafte Unfähigkeit, menschlichem Nachwuchs menschliche Namen zu geben“ definiert. Sag mir wie Du heißt und ich sage Dir, was Du bist?

In Internetblogs wird vermehrt darüber gestritten. Denn der Name der Tochter oder des Sohnes soll ja individuell sein, bestenfalls eine tiefere Bedeutung haben, und schön klingen muss er natürlich auch – immerhin ist es eine Entscheidung fürs Leben.

Derweil irritiert die zunehmende öffentliche Diskussion um vermeintliche „Unterschichtnamen“ werdende Eltern. Gehört Cedric auch dazu? Hat Collin etwas mit dem Kevinismus zu tun? Die Verunsicherung der Paare, ihren Sprösslingen angloamerikanische Namen wie Johnny, Dean, Cindy oder Daisy geben wollen, wächst. Gibt es aber wirklich einen Zusammenhang zwischen der Namensgebung und der sozialen Schicht der Eltern?

Der Soziologe Jürgen Gerhards beschäftigt sich mit diesem Thema und kommt zu einem klaren „Ja“. „Die Namensgebung angloamerikanischer Namen ist ein Unterschichtphänomen“, stellt er fest. Die Oberschicht dagegen, die „in die Oper geht und nicht Musikantenstadl schaut“, wolle sich elitärer sehen. „Höhere Schichten haben ein starkes Abgrenzungsbedürfnis. Unten ist es eher egal“, beschreibt Gerhards den Unterschied. Dabei sei die Oberschicht traditionsbewusster und greife deshalb wieder mehr zu deutschen Namen zurück.

Da Namen im Gegensatz zu anderen Schichtungsmerkmalen frei verfügbar seien,

gäbe es aber ein Strukturproblem: „Die Unterschicht beginnt, die Namensgebung der Oberschicht zu übernehmen“, so Gerhards. Dass der Namenstrend zu angloamerikanischen Bezeichnungen geht, liegt nach Meinung Gerhards an zwei Faktoren: Wohlstand und kulturelle Nähe. „Die Namensvergabe hat immer was mit Wertschätzung zu tun.“ Dabei gefielen Namen aus Ländern, die Wohlstand produziert haben und aus einem Kulturkreis kommen, der uns historisch-kulturell nahe ist, besser – angloamerikanische Länder also.

Gerhard Müller von der Gesellschaft für deutsche Sprache hält die These, dass werdende Eltern aus der Unterschicht für ihr Ungeborenes bevorzugt bestimmte Namen finden, für „großen Quatsch“. Er bemängelt, dass sich das alles nicht nachweisen lasse, da von den „Standesämtern nur nackte Daten“ kämen. Trotzdem schränkt er ein: „In Spuren mag das zutreffen“. Aussagen wie die des Kabarettisten Michael Mittermeier („Nur Drogenkinder und Osis heißen Kevin“) will er nicht gelten lassen. „Die Entwicklung geht quer durch die Gesellschaft“, berichtet Müller aus seiner langjährigen Erfahrung. Natürlich müsse er manchmal schmunzeln, wenn werdende Eltern ihrem Sprössling den Namen Dustin oder Johnny auf den Lebensweg mitgeben wollen. Und manchmal habe er auch das Gefühl, „Eltern wollen ihr armseliges soziale Leben verschönern“. Doch das seien Ausnahmen.